



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Litteratur

Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. Von H. v. Poschinger. Dritter Band. Berlin, C. Heymanns Verlag

Das oft gebrauchte Wort „mit Bienenfleiß zusammengetragen“ ist auf die Arbeit Poschingers insofern anwendbar, als er wirklich alle mündlichen oder schriftlichen Äußerungen Buchers und alle Urteile über ihn, deren er irgend habhaft werden konnte, für sein Buch benutzt hat. Aber die Biene führt aus den zusammengetragenen Stoffen einen planmäßigen Bau aus, und das ist Poschingers Sache nicht. Verschiedene Bekannte Buchers haben bestätigt, daß Bucher durch die ersten Bände des Werkes gründlich verstimmt worden sei; was würde er erst zu diesem Bande sagen! Etwas planloseres kann man sich in der That schwer denken. Nachdem der zweite Band mit dem Wiedereintritt Buchers in den Staatsdienst geschlossen hatte, beginnt der letzte wieder mit den Jugendjahren, dann folgt wieder 1848/49, wieder Aufenthalt in London, wieder die „Pause“ bis 1864, sodaß sich nur die drei letzten Abschnitte mit den letzten Jahrzehnten beschäftigen, und auch in diesen wird immer wieder auf die frühere Zeit zurückgegriffen. Wer etwa in dem Werke ein bestimmtes Datum nachschlagen wollte, würde viel Zeit brauchen. Mit Ausnahme des vierzehnten Kapitels enthalten alle Nachträge und die Fortsetzung nichts wesentliches, was nicht schon anderweit bekannt geworden wäre. Den Abdruck einer Menge von Familienbriefen, die natürlich von den Empfängern aufbewahrt werden, aber zum größten Teil für Dritte bedeutungslos sind, auch durch die beigefügten Anmerkungen nicht interessant oder auch nur verständlich gemacht sind, entschuldigt der Herausgeber sehr unglücklich mit einem Hinweis auf das bekannte Verfahren mit Goethes Papieren und auf Herrn Wichmann, den indiscreten Herausgeber Hehnscher Briefe. „Wenn dabei auch weniger bedeutendes unterläuft, so hat das nichts zu sagen.“ Mit Verlaub! So wenig die Speise- und Waschlzettel u. s. w. Goethes, so wenig tragen viele von den Briefchen Buchers zur Charakteristik das mindeste bei. Oder ist es wichtig, zu erfahren, daß die Bekanntschaft Poschingers mit Bucher durch nachstehendes Schreiben vom 11. November 1880 herbeigeführt wurde: „Euer Hochwohlgeboren habe ich im Auftrage des Reichskanzlers etwas einzuhändigen und bitte ergebenst, morgen Vormittag auf dem Amte vorzupfehen zu wollen.“ Oder daß Bucher 1845 in Kopenhagen einen Staubkamm gekauft hat, oder daß eine Schwägerin ihm mehrmals Hyazinthen zugeschickt hat? Und so fort in infinitum. Wenn berühmte Leute befürchten müssen, daß jeder von ihnen beschriebne Zettel sofort nach ihrem Tode in die Öffentlichkeit gebracht werden könnte, so dürften sie, um sich vor Taktlosigkeit und Indiskretion zu schützen, leicht das Briefschreiben gänzlich aufgeben! Daß Bucher selbst dem Herausgeber anfangs bezeichnet hat, was nach seinem Dafürhalten für das besprochne Werk passend war, und was nicht, ferner es abgelehnt hat, das Manuskript oder auch nur die Aushängelbogen durchzusehen, wird von Poschinger ausdrücklich erwähnt, und diese Weisungen hätten doch für die Fortsetzung gelten sollen. Die Mitteilungen über diese Verhandlungen bieten manches interessante in Briefen Buchers und in Gesprächen, über die Poschinger sofort Aufzeichnungen gemacht zu haben scheint. Daß aber diesen gegenüber Vorsicht geboten sein wird, lehrt die tägliche Erfahrung, auch wenn der Interviewer die beste Absicht hat, wortgetreu zu berichten. Druckfehler sind uns nicht viel aufgefallen, aber manche sind allerdings

auffallend, z. B. cent anstatt cant. Namen sind häufig falsch gedruckt; Kossuth (S. 321) soll offenbar Kobut heißen. Die angebliche Verwandtschaft Buchers mit dem Justizrat Horwitz in Berlin (S. 14) ist später berichtigt.

Mein Leben. Von Hoffmann von Fallersleben. Herausgegeben von Dr. G. Gerstenberg. Zwei Bände. Berlin, Fontane, 1894

„Wer den Dichter will verstehen,“ muß vor allem das Leben des Dichters kennen lernen, denn dürften wir diesen überhaupt einen Dichter nennen, wenn sich nicht sein Leben in seinen Dichtungen wieder spiegelte? Wie könnten wir aber des Dichters Leben besser kennen lernen, als wenn wir es uns von ihm selber erzählen lassen? So greife auch der Leser zu diesem Buche, das die beiden letzten Bände der jetzt erschienenen „Gesammelten Werke“ Hoffmanns bildet, um darin einen seiner reinsten, wahrsten, vollstimmlichsten Dichter recht kennen zu lernen.

Wenn der eine oder der andre unsrer Leser bei dieser Mahnung an seinen Bücherschrank tritt, so wird er sich möglicherweise vergebens nach Hoffmanns Gedichten darin umsehen. Aber das ist kein Schade. Hoffmann ist kein Dichter für den Bücherschrank; er selbst hat es oft gesagt, daß seine Lieder nicht zum Lesen, sondern zum Singen daseien, und so sind denn seine Gesänge auch wirklich, obgleich sie jetzt wie die keines andern Dichters im Munde des Volkes leben, herzlich wenig gekauft worden. Aber wir brauchen nur zu den Kindern zu gehen und sie ihre liebsten Lieder singen zu heißen, da werden sie sofort in uns lebendig, die alten lieben Hoffmannschen Weisen: Alle Vögel sind schon da — Winter ade, Scheiden thut weh — Kuckuck, Kuckuck, rußt aus dem Wald — die schönsten Frühlinglieder, die unser Volk singt, und viele andre. Bei manchen haben wir über dem Komponisten wohl ganz den Dichter vergessen; denn auch zu Mendelssohns schönsten Duetten: Maiglöckchen läutet in dem Thal und Wie war so schön doch Wald und Feld hat uns Hoffmann den Text geschenkt. Und ist es wirklich nötig, noch daran zu erinnern, daß wir ihm unsre „Nationalhymne,“ wie man so schön sagt, oder das „Antisemitenlied,“ wie man es schmählicherweise auch genannt hat, unser „Deutschland, Deutschland über alles“ verdanken?

Wir denken wohl, daß es dieser Dichter verdiene, daß man auch sein Leben kenne, und sein Leben war reich, reich an Glück und an Kummer, und sein Wirken hat in gleichem Maße bitteren Andank geerntet, wie erquickenden Dank der Freunde, denn als ein rastloser Kämpfer für seine Überzeugung, namentlich auch in den politischen Wirren vor der Revolutionszeit, hat er sich überall gehäßige Gegner und treue Anhänger in Menge erworben. Und dieses reiche Leben hat uns der Dichter selbst mit soviel Wärme und soviel Humor gezeichnet, auch wo er trübe Erinnerungen schildert, daß das Buch für jeden Deutschen ein rechter Genuß sein muß.

Für den Forscher ist die vorliegende Ausgabe nicht bestimmt, denn der Herausgeber hat die ursprüngliche Fassung, in der Hoffmann das Werk selbst (die Zeit bis 1860 umfassend) veröffentlicht hat, vielfach gekürzt. Dadurch hat es aber für weitere Kreise nur gewonnen. Die letzten Jahre des Lebens hat der Herausgeber erzählt, und wenn dieser Schlußteil in der Art der Darstellung natürlich von Hoffmanns Schilderung abweicht, so ist doch auch er mit Klarheit und Wärme geschrieben. Beigefügt sind dem Werke noch eine Anzahl Nachträge, meist Briefe und andre Quellen enthaltend, die wohl einer künftigen größern Biographie des Dichters zu gute kommen sollen.



## Schwarzes Bret

Was für seltsame Dinge doch bisweilen in den gescheitesten Büchern stehen! Heißt es da in dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften in dem Artikel Toynbee (verfaßt von dem Bibliothekar des preussischen statistischen Büreaus, Dr. Lippert):

„Um dieses sozialpolitische Thatfachsenskelett wob nun Toynbee in seinen Vorlesungen das reiche rhetorische Gewand, in dessen von genialen Blitzen durchzuckter Beleuchtung besagte (!) Fakta vor seine Zuhörer hintraten.“

Also ein reiches rhetorisches Gewand wird um ein Thatfachsenskelett gewoben, in der Beleuchtung dieses Gewandes — leuchtet es von selbst, oder wird es beleuchtet? — zuden geniale Blitze (vielleicht auch talentvolle Donnerschläge) und treten besagte (!) Fakta vor die Zuhörer hin. Wenn das nicht zum Gruseln ist!

In dem von dem Rektor Dr. E. Meemann in Konstanz verfaßten Schriftchen über das „Königreich Württemberg“ (Leipzig, 1891) findet sich Seite 8, wo von Herzog Christoph die Rede ist, folgender hübsche Satz: „Kaum ein halbes Jahr alt, floh seine Mutter, ihn mit einer Schwester zurücklassend; in seinem vierten Jahre wurde sein Vater vertrieben, und er geriet in die Hände von dessen Feinden.“

Daß es Mütter giebt, die in dem zarten Alter von einem halben Jahre schon erfahren müssen, wie bitter das Fliehen schmeckt, und daß ein Vater schon in seinem vierten Jahre das Brot der Verbannung essen muß, ist sehr traurig; aber noch trauriger ist es, daß es ein Rektor und Doktor ist, der so etwas erzählt. Es stehen auch sonst noch böse Dinge in dem kleinen Buche.

Der Schwäbische Merkur schreibt in seiner Nummer vom 2. Mai: „Die Luzerne ist heuer stark durch Löwenzahn verunkrautet.“

Wir geben gern zu, daß für Handels- und Saatenberichte Kürze ein Haupterfordernis ist; aber warum dann nicht lieber gleich: die Luzerne ist stark verlöwenzahnt?

Wir schlagen vor, Herrn Rudolf Virchow den von Professor Volkmann (Veander) in seinem Märchen gestifteten Orden: „Den großen Schranzenorden mit Brettern,“ den Orden am Halse und die Bretter noch höher zu tragen, feierlichst zu überreichen. Urkundenatum: Poststempel des Jahres der Gögendämmerung. Ausfertigungende Stelle: die Menschheit im Ganzen, die Mediziner in specio. Der Orden trägt die Aufschrift: „Wir werden deiner nicht vergessen — denn wir leiden schon lange an dir — wir sind wie die überlasteten Kamele — wir können deine Last nicht tragen und sie auch nicht abwerfen.“

Diese Auszeichnung dürfte den von den Grenzboten gestellten Anforderungen genügen.

Gott sei Dank! Die Wälde hat eine Schwester bekommen: die Gänze! In einer Verfügung, die der österreichische Justizminister von Schönborn unterm 7. März bezüglich der „Beschlagnahme“ von Druckschriften der Oberstaatsanwaltschaft hat zugehen lassen, findet sich folgende Stelle: Die Bekanntgabe (!) (nämlich des Grundes, weshalb eine Druckschrift mit Beschlag belegt worden ist) „hat in nachstehendem Falle zu unterbleiben: Wenn ein Herausgeber oder Redakteur die durch das Entgegenkommen der Presspolizei ermöglichte zweite Ausgabe zu einem demonstrativen Vorgehen gegen die Regierung benützt und den Raum des beanstandeten Artikels entweder leer gelassen oder mit dem einzigen Worte »Kon-

sißjirt« oder zur Gänge (!) mit Druckerschwärze überdruckt hat, so ist demselben zu eröffnen, daß für den Fall der Wiederholung dieser Demonstration, welche immer nach § 300 St. G. verfolgt werden kann, fortan jede Auskunft über den Grund einer neuerlichen Beschlagnahme dieser Druckschrift werde verweigert werden. Die Namen der Druckschriften, deren Herausgebern wegen der genannten Demonstration die Bekanntgabe des Grundes der Beschlagnahme verweigert worden ist, sind von der Staatsanwaltschaft in Evidenz zu halten (!).“

Nur ohne Bänge so weiter, dann wird der Arme unsrer Sprache bald abgeholfen sein!

Zu einem Gemälde, das gegenwärtig in Deutschland herumgeschleppt wird und sich unsers Wissens augenblicklich in Gera befindet: Die Judenverfolgung in Rußland von ten Kate, wird ein Reklameblatt verbreitet, das wir den Lesern zu ihrer Erheiterung vollständig mitteilen würden, wenn es nicht gar zu lang wäre. Hier nur einige Proben daraus:

Wenn irgend ein Schaustück der modernen Malerei ungewöhnliches Aussehen zu erregen, Massenwanderungen es zu sehen, bestimmt ist, zu bewirken, so ist es diese Farbenhymphonie menschlichen Elends.

Daß diese Greuel von Rußland ausgehen, ist ein nur unbedeutend milder Grund.

Es ist traurig, daß es im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts noch so schaurige Motive giebt, Motive der finstersten Nachtseite menschenunwürdigen Daseins, des trostlosesten Elends armer hilfloser Menschen.

Soll die Kunst denn immer nur idealisieren und phantastisch wirken? immer nur den Regeln der Ästhetik folgen? Der Künstler hat uns in seinem Bilde eine packende gemalte Tendenz vorgeführt, und der Wurf ist ihm vortrefflich gelungen, denn er hat den schaurigen Naturalismus mit der Gloriele des Idealismus umgeben.

Im Vordergrund spiegelt der hilflose auf Krücken gehende, mehr wankende gebückte Greis, der quasi die Führung der langen Gruppe übernommen hat, das Elend und die Trauer seiner innern Seele wieder. Die ganze Erscheinung ist die echte Type eines Patriarchen, neben ihm die junge, aufrecht schreitende Frauenfigur, seine Tochter, deren Blick trostlos in die ungewisse Ferne schweift, den Gatten verloren hat und neben sich ihr Kind, mit dem Hunde spielend, das für das Unheil, Gott sei Dank, noch nicht den richtigen Begriff hat.

Die finster blickende Figur, die jetzt folgt, personifiziert die traurige Resignation des Jammers, den seine Seele durchzieht.

Zu diese Figur hat der Maler den Schwerpunkt des Echo dieses trostlosesten allen menschlichen Elends gelegt, es ist oder sollte, sozusagen, die *pièce de resistance* des Gemäldes sein, und es ist schade, daß die winterlichen Landschaftsnebel uns dieses interessante physiologische Rätsel verhüllen.

Jedenfalls sollte das Berliner Tageblatt den Verfasser dieser schönen Sätze als ständigen Mitarbeiter zu gewinnen suchen. Er nennt sich zwar F. D., heißt aber ohne Zweifel Sidor Weischenfeld.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

vielen vernünftigen Frankfurter Familien gepflegt wird, im Wachsen begriffen ist, und daß die den Frankfurter Aristokraten von Herrn Sonnemann und der Frankfurter Zeitung aufgeschwanzte Demokratie von Jahr zu Jahr an Bedeutung verliert.

Großdichter. Kunst und — Geschäft sei eines nur. So sollte, wie über der Bühne des Berliner Lessingtheaters, auch über dem stolzen Rednerpulte mancher „Litterarischen Gesellschaft“ stehen. Spielte sich diese liebliche, hoffnungsvolle Berquickung bisher noch etwas verschämt hinter den Thüren der litterarischen Agenturen ab, so scheint man jetzt in den tonangebenden Kreisen die Zeit für gekommen zu halten, wo sich Dichter und Dichtungen auch vor der Welt ganz offen mit der freundnachbarlichen „mercantilen Terminologie“ bekleiden dürften. Vor einigen Wochen hielt der Herr Redakteur F. Löwenberg (!) in der Litterarischen Gesellschaft in Hamburg einen Vortrag über Byrons Manfred und sein Verhältnis zum „Goetheschen“ (eschen!) Faust. Das Magazin für Litteratur (Nr. 16, 1894) berichtet über die Ausführungen des Redners und sagt, er habe den Manfred als ein Bindeglied zwischen dem ersten und dem zweiten Teile des Faust charakterisirt. „Diese Lücke, heißt es dann wörtlich weiter, füllt Byron mit seinem Manfred aus, indem er die Seelenqualen des Schuldbeladenen und seine Erlösung mit der Kraft des Großdichters darstellt.“

Wie wohlwollend der Großindustrielle Hamburgs wohl diesem neuen Patenkinde zugelächelt haben mag!

Historische und ästhetische Erziehung. Zu den treffenden Bemerkungen in Nr. 16 sei ein kleiner Zusatz erlaubt. Schon in einem Aufsatz „Der Streit um den Geschichtsunterricht“ (1891, Nr. 45) ist darauf aufmerksam gemacht worden, welche Gefahren in dem Ziele „Ausbildung des historischen Sinnes“ stecken, wenn diese Ausbildung nicht einem höhern Gesichtspunkt untergeordnet wird, der sich mit dem Ziel aller Erziehung deckt: Schaffung sittlicher Ideale. Nicht scharf genug kann man deshalb der evolutionistischen Ethik entgegentreten, einer Modetheorie unsrer Tage, der alles sittliche Rückgrat fehlt. Sie entbehrt des idealen Maßstabes, an dem allein die Erscheinungen und Wandlungen der Zeiten gemessen werden können, an dessen Hand man die Spreu von dem Weizen sondern kann. Solch ein idealer Maßstab ist heute vielen unbequem; man schüttelt ihn als lästige Fessel ab, flüchtet sich auf den Boden der Evolution und verspottet die idealistische Ethik als veraltet. Mit Recht wird daher an Schillers Briefe über ästhetische Erziehung gemahnt. Mit gleichem Rechte darf man an eine kleine, aber gedankenreiche Schrift Herbart's erinnern, der ja so viel Geistesverwandtschaft mit Schiller hat. Sie ist aus dem Jahre 1804, und ihr Titel lautet: Über die ästhetische Darstellung der Welt als das Hauptgeschäft der Erziehung.

